

(Nachdruck verboten.)

30) Das Weiberdorf.

Nanan aus der Eifel von Clara Viebig.

„Zom Schandarm, zom Schandarm nach Oberkail!“ zeterte der Küster.

„Duh kommen ech jao als här,“ jammerte der Handelsmann.

„Duh sein ech stracks hingerennt, wie onsen Wirt zo Großlittchen saot, dän Dahler wär falsch. Kewer dän Schandarm es net derhäm. Se saon zo Oberkail, hän wär nao Schwarzenborn, on in Schwarzenborn: nao Eifelsmitt. Du hei dän Krummscheidt saot, hän wär nao Carl.“

„Lao kömmt hän!“ schrie Bäbbi auf. Ihre scharfen Augen hatten den Schimmer einer Uniform am Waldbrand gesehen. „Lao kömmt hän aus em Bilsch, ech siehn de Knöpp blikeru!“

„Du en Framensch haot hän bei sech,“ brummte schmunzelnd der alte Krummscheidt. „Hä, Hähr Schandarm! Helao!“

„Hollah,“ brüllte Schmitz. „Sie da!“

„Feuer, Feuer,“ zeterte der Küster.

Sie erhoben alle die Stimmen, selbst der geistliche Herr rief. Endlich schien der Oberkailer zu hören; das Frauenzimmer verschwand wie vom Erdboden verschluckt, er selbst sprang in großen Sägen vom Waldbrand auf die Straße herunter. Nun kam er angetrabt.

Wer die Kunde vom falschen Thaler ins Dorf getragen, wußte man nicht. Obgleich der Gendarm den Erstwissern strengstes Stillschweigen auferlegt — „denn,“ sagte er, „der Hallunke darf bei Leibe keinen Wind davon kriegen, sonst macht er sich düm“ — hatte einer doch geplaudert.

Wie ein Lauffeuer ging's von Hans zu Hans: „Wißt Ihr't schmus? Gatt Ihr't als gehört? Jesses, e su ebbes! Sollt mer't glauben. En Dahler, en falschen Dahler!“

Die Weiber standen alle auf der Gasse; außer Bäbbi war keine im Hans geblieben. Sie schlugen die Hände über'n Kopf zusammen und rissen Augen und Mäuler auf. Alle möglichen Geschichten tänchteln auf im Anschluß an den falschen Thaler; wer was zu erzählen wußte, erzählte von Räubern und Mördern und Embrechern. Selbst der Schinderhannes, der vor siebzig Jahren zu Mainz Geföpfte, trat leibhaftig wieder auf. Sie drängten sich zusammen und schauderten und machten einander graulen. Das sumpte und wirrte durcheinander wie ein aufgestöberter Bienenschwarm.

Das Wirtshaus wurde belagert; die neugierigen Gesichter drückten sich an die Fenster, denn drinnen sahen ja die Herren und hielten Rat. Und da war auch der Thaler zu sehen. Wie der nur anschauen mochte?! Die und da machte sich eine eine Ausrede, zum Beispiel die Tina, die ging led hinein und kaufte für einen Groschen Alimpcher (Bonbons), aber es half ihr nichts, der Krummscheidt war ganz verstört und hatte kein Ohr für ihre Fragen, auch niemand von den Herren rief sie an den Tisch, so sehr sie auch hinstielte. Sie kriegte den Thaler nicht zu sehen.

Der Schmitz führte das Hauptwort. Zu seiner Zeit hatte in Köln einmal ein Falschmünzerprozeß gespielt, den gab er nun mit allen Einzelheiten zum besten. Eine ganze Bande war's gewesen, zehn Mann hoch, mit so und so viel Helfershelfern; was Aehnliches würde wohl auch hier dahinterstehen.

Zimmer martialischer wurde das Gesicht des Gendarmen, er drehte den Schnurrbart auf, daß ihn die Spitzen fast in die Augen fiachen, und fühlte verstohlen nach dem doppelkämpfigen Revolver, den er unter der Uniform auf der Brust trug. „Im Namen des Gehehes“ — ha, wie sie zitterten!

Darin waren sich fast alle einig, ein Eifeler konnte der Wissethäter nicht sein. Der Pfarrer sprach warm für die feiner Kirche anvertrauten Schafe. Nun war er hier schon dreißig Jahre im Amt, nie, nie war etwas Böses vorgefallen.

Schmitz, als geborener Eifeler, war ganz feiner Ansicht. Ja, draußen waren sie alle raffiniert, aber hier? „Ne,“ sagte er, „hier sind se zu ehrlich!“

Der Gendarm nickte dazu: „Und viel zu dämlich!“

Nur das Hausiererröhen sagte kein Wort zur Entlastung der Einheimischen; der hatte die praktische Kenntnis für sich.

Er stöhnte und jammerte, am meisten darüber, daß der Gendarm den Thaler eingezogen hatte, um ihn seinem Vorgesehten, dem Obergendarm zu Wittlich, abzuliefern. „Jeh, Jeh,“ mochte er, „duh sein ech vom Käjen inner de Trauf kommen! Hähr Scha—Scha—darm — ech will mein Dahler re—redur!“ Er lachte schon, sie hatten ihn zum Trost wieder eingeseht.

Heute brannten die Lichter in den Häusern länger denn je, nur Pittchens Hütte lag still und finster.

Spät in der Abenddämmerung war Zeih ins Dorf geschlichen. Ungesehen hoffte sie heimzukommen, aber schon wurde sie angehalten. „Gatt Ihr't gehört? Gatt Ihr't gehört vom falschen Dahler?“

Wie eine Bombe fiel sie daheim in die Stube, wo Pittchen quer überm Bett lag, die Augen starr gegen den Deckbalken gerichtet. Er hatte eben den Mausch der vorigen Nacht ausgeschlafen, nach der Frühmesse war er erst heimgekommen; nun schmerzte ihn der Schädel noch. Stumpfsinnig brütete er; als er seine Frau erkannte, schnauzte er sie an: „Wuh haste dech widder erumgedriewen?“

Sie achtete gar nicht darauf, gleich plakte sie mit der Neugierigkeit heraus: „Gaste't gehört? Se haon en Dahler, en falschen Dahler gesummen! Se sein dem Sterk als uf der Spur.“ In grausenvollem Entzücken schlug sie die Hände zusammen. „Dän hängen se uf, wann se den krehn! Pittchen, wat saoste nau?“

Keine Antwort.

Sie beugte sich über ihn — schlief er schon wieder?

„Pittchen, en falschen Dahler! Denk ehs! Hörste dann net?“ Sie packte ihn am Arm.

„Ech hören.“ Ihre Hand zurückstoßend, richtete er sich mühsam ein wenig auf, seine Stimme klang heiser.

„Nä, datste Dech aach e su wenig indereffierst,“ sagte sie ordentlich beleidigt. „e su ebbes passiert doch net alle Dag! Denk ehs, wann se dän kriehn, duh“ —

„Wän es et dann?“ Sich auf den aufgestemmen Ellbogen stützend, sah er sie stier an.

„Duh,“ kreischte sie lachend, „maacht dau en Bijasch! Eweil kömmt mer sech jao graulen!“

„Wän es et — wat saon se?“ stieß er hervor. Seine Lippen zitterten, seine Hände auch.

Sie zuckte die Achseln: „Dat waach ech net. Kewer waarl“ — sie ergriff gern eine Gelegenheit, wieder fortzukommen — „ech gieh'n noch ehs on hören mech an!“ Schon war sie zur Thüre hinaus.

Allein! Er stöhnte auf in verzweifelter Wut, mit einem Satz war er aus dem Bett und nebenan in der Kammer. Mit angstvoll prüfendem, scheuen Blick sah er sich um — nichts zu entdecken! Friedlich lag sein Handwerkszeug auf dem Tisch, das niedrige Deschen stand an der Wand, der Schemel daneben — sonst alles leer.

Erleichtert atmete er auf. Aber da, da in der Ecke, wo Lehm und Steine, von der bröckligen Mauer herabgefallen, einen Schutthaufen bildeten!

Stechend bohrte sich sein Blick dort ein. Und dann räumte er in siebernder Hast den Schutt in eine andre Ecke, riß dort von der Wand noch mehr dazu, und ließ dem schmutzigen Estrich der ersten Stelle unbedeckt. So war sie nicht verdächtig.

In einiger Entfernung ging draußen jemand vorüber, dumpf hallten die Schritte. Was, was, packten sie ihm gar schon auf?! Wie der Blitz fuhr er auf und verlöschte das Licht.

Mit angehaltenem Atem schlich er im Dunkeln aus der Kammer in die Stube zurück, und aus der Stube an die Hausthür. Vorsichtig öffnete er sie spaltbreit und lauschte nach dem Dorf hinter. Flimmernde Lichter und Hundegelbell, verwortene Stimmen und Rufen und Lachen.

Blätter säuselten im Nachtwind. Durch das Gras huschte etwas; er schreckte zusammen. Was war das?! Ach, nur eine Katze, die den geschmeidigen Leib über den thauschenden Rasen zog und sich, leise raschelnd, unter'm nächsten Zaun verkroch.

Mit bebenden Fingern strich er das wirre Haar aus der Stirn, und dann stahl er sich, gewandt wie die Katze, im Schutz der Hecken zum Dorf hinter und verschwand, jeden

Blickstreif, der aus den Fenstern fiel, vermeidend, hinter dem ersten Haus.

XIII.

Das Kreisblatt zu Wittlich hatte eine Warnung erlassen, und die genaue Beschreibung des falschen Thalers stand dazu gedruckt; auch im Dauner Kreisblatt wars zu lesen.

Ein panischer Schrecken hatte die Bevölkerung ergriffen, manch Bäuerlein rannte nach der Wittlicher Sparkasse und ließ von den Sachverständigen daselbst seine paar Thalerchen prüfen. Sonst hatte man der Sparkasse nicht so viel Vertrauen geschenkt, da schienen die Thaler viel sicherer daheim im Kasten, warm unterm Bett, oder im Strumpf zu unterst in der Lade.

Auch der Krummscheidt begab sich nach Wittlich und borgte extra dazu das Chaischen vom Pauly zu Oberkail, den Sparkasten stellte er neben sich, sorgsam mit einer Decke verhüllt; als er durch den dunklen Wald fuhr, setzte er sich darauf.

Ein geschlagener Mann kam er heim. Elf von seinen Thalern waren falsch! Die hatten sie gleich dabehalten zu Wittlich und hatten ihn ausgefragt, daß ihm der Verstand inakkte; er dachte nach und dachte wieder nach, aber wie sollte er's noch wissen, von wem er die Thaler bekommen. Und der Obergendarm hatte ihn unter Drohung gefänglicher Einziehung zum Stillschweigen verpflichtet. Das war das bitterste, nicht einmal erzählen durfte er's!

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte wig.

Unsere Erde mag in ihren Tiefen noch unermeßliche Schätze enthalten. Führt doch der Umstand, daß das spezifische Gewicht unsers Planeten nach seinem Mittelpunkte hin immer mehr zunimmt, mit einer großen Wahrscheinlichkeit zu der Annahme, daß in der Tiefe die schwersten Metalle, darunter auch die Edelmetalle aufgeschäuft sind. Allein wer kann zu dieser Tiefe gelangen, in der die Temperatur eine alle Vorstellung übersteigende Höhe erreicht! Aber auch in den oberen und leichter zugänglichen Schichten der Erdoberfläche sind ohne Zweifel noch ungeheure Massen wertvoller Substanzen enthalten. Doch auch diese oberen Schichten sind ja nur an verschwindend wenigen Stellen wirklich durchsucht worden. Denn wie gering ist das Terrain, das die Bergwerke oder Brunnen einnehmen im Verhältnis zu der großen Erdoberfläche, die nie auf nur einen halben Meter Tiefe durchwühlt worden ist. In den europäischen Ländern hat man ja allenthalben von Staats wegen eine geologische Aufschließung des Bodens ausgeführt, allein diese erstreckt sich doch im allgemeinen nur auf wenige Meter Tiefe. Aber selbst so nahe am Tageslicht enthält der Boden sehr viele brauchbare Stoffe. Es sei nur an den Torf erinnert, dessen Bedeutung allerdings durch die Billigkeit andren Feuerungsmaterials sehr gesunken ist und sich nur allmählich durch die Verwendung für andre Zwecke wieder hebt. Obwohl nun für die Wissenschaft der praktische Wert eines Stoffes von untergeordneter Bedeutung ist, so giebt er doch in vielen Fällen der Forschung die Veranlassung, ja die einzige Möglichkeit, sich mit der betreffenden Substanz zu beschäftigen. Und auch ganz nahe der Oberfläche giebt es noch mancherlei seltene Stoffe, deren Zusammenfügung oder Entstehung von großem Interesse ist. So lenken W. Krämer und A. Spiller in den Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft (1899, S. 2940) die Aufmerksamkeit auf eine Erdschicht, die sich unter dem Grunde eines Sees in der Udemar befindet. Der See, der zum Terrain des Gutes Ludwigshof gehört, ist jetzt wasserleer. Sein Boden besteht aus Torf und erst unter diesem befindet sich eine Schicht, die wegen ihres Stickstoffgehalts als Dünger benutzt wird. Diese Schicht nun, die durchschnittlich sieben Meter Mächtigkeit besitzt und aus einer graubraunen, fettigen, zu einer hornartigen Masse eintrocknenden Substanz besteht, stellt ein Lager von Diatomeen — mikroskopisch kleinen Kieselalgen — dar. Erdschichten, die aus den Ueberresten von Diatomeen bestehen, sind keine Seltenheit, diese Pflanzenkolonien setzen im Gegenteile sehr weit ausgedehnte Steinmassen der Erdrinde zusammen. Eine Bedeutung aber erhält diese Diatomeenmasse in der Udemar erst dadurch, daß es den beiden Forschern gelang, aus ihr mittels Benzol eine Substanz herauszuziehen, die dem Erdwachs außerordentlich gleicht, das in Galizien in der Nähe der Petroleumlager gefunden wird. Die aus der Diatomeenmasse gewonnene Substanz ist gleich wie das Erdwachs paraffinartig, schwärzbraun, fettglänzend und sie schmilzt bei 50 bis 70 Grad. Das wichtigste ist aber, daß sich aus dem Diatomeenwachs ebenso wie aus dem Erdwachs (bei der Destillation unter Druck) Petroleum gewinnen läßt. Nun ist zwar dieses aus Diatomeenwachs erhaltene Produkt nicht ganz mit dem in der Natur vorkommenden Petroleum identisch. Aber der Unterschied ist doch so unwesentlich, daß die Untersuchungen Krämers und Spillers zu einer neuen überraschenden Ansicht über die Entstehung des Petroleums führen. Ueber diese Frage bestehen mehrere

Meinungen. Nach derjenigen, die bisher die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hatte, ist das Petroleum eine Umwandlung tierischen Fettes. Irgend eine Meeresbucht wurde durch einen sich bildenden Damm vom weiten Ocean abgeschnitten. Das Wasser verdunstete, und der Salzgehalt wurde dadurch immer stärker. Wird nun durch irgend eine Katastrophe der Damm zerrissen, so ergießt sich die starke Salzlösung in das Meer und vernichtet hier auf weite Strecken alles Leben. Die Kadaver sinken zu Boden und werden allmählich mit Ablagerungen bedeckt. Kommen nun diese tierischen Ueberreste im Laufe der Erdepochen in die warme Tiefe, so findet eine Destillation der tierischen Fette unter dem Druck der darüber lagernden Erdschichten statt, und es entsteht so das Petroleum. Allein es ist doch immer sehr fraglich, ob hierbei so große Tiermassen übereinandergehäuft werden, daß wirklich so reiche Petroleumquellen entstehen können, wie sie beispielsweise in Nordamerika und in Südrussland vorhanden sind. In dieser Beziehung ist die Annahme Krämers und Spillers weit einleuchtender. Abgesehen davon, daß hier aus dem Erdwachs wirklich Petroleum dargestellt werden konnte, erklärt das rasche Wachstum der Kieselalgen auch den Reichtum der Petroleumquellen vollständig. Denn schon die Menge Erdwachs, die in dem See bei Ludwigshof aufgespeichert ist, taum auf 4 Millionen Centner veranschlagt werden. Es steht aber nichts der Annahme entgegen, daß sich ähnliche Substanzen wie in diesem See so an vielen andern Stellen der Erde in beliebiger Ausdehnung gebildet haben können.

Es mag vielen auffallen, daß die wertvollsten Produkte der Erde, Gold, Silber, Eisen, Kohle u. a. meist in gebirgigen Gegenden gefunden werden. Es liegt dies lediglich daran, daß in Gebirgen uralte, aus der Tiefe der Erde stammende Gesteinsschichten, die wichtige Mineralien enthalten, in die Höhe gehäuft sind und daher leicht gefunden werden konnten. In der Ebene dagegen liegen diese Schichten tief unter Tage, und was sie an kostbarkeiten enthalten, das könnte nur durch sehr kostspielige Bohrungen und Untersuchungen erschlossen werden. So ist zum Beispiel die norddeutsche Tiefebene meist mehrere Hunderte von Metern hoch mit dem ziemlich wertlosen Gletschergeröll der Eiszeit überschüttet. Dieses also muß zunächst durchbrochen werden, ehe man auf den eigentlichen Boden dieses Tieflandes gelangt, auf die in tertiärer Zeit gebildeten Sumpflandschaften, die an mehreren Stellen als Braunkohlenlager erhalten sind. Was unter diesen tertiären Schichten vorhanden ist, das ist freilich nur an wenigen Stellen erschlossen. Es ist aber anzunehmen, daß sich in der Frühzeit der Sekundärepoche, in der sogenannten Triasformation, noch allenthalben in der norddeutschen Tiefebene Muschelkalkschichten finden werden, wie sie bereits jetzt in wenigen Lagern, vor allem in Müdersdorf bei Berlin, bekannt sind. Der Müdersdorfer Muschelkalk ragt als einsame Berginsel aus dem Geröllmeer der Eiszeit hervor und eben diesem Umstand hat er es zu danken, daß er frühzeitig entdeckt wurde. Außer diesem Berge aus triasärer Zeit ist östlich der Elbe im norddeutschen Flachland kein anderer bekannt. Trotzdem ist es sehr wahrscheinlich, daß auch andre Erhebungen aus jener Zeit nahe an die Oberfläche, aber doch nicht so weit an das Tageslicht treten, daß sie bisher aufgefunden worden wären. Für das Vorhandensein solcher Muschelkalkberge spricht ein merkwürdiger Fund, den B. Deede in den Mitteilungen aus dem naturwissenschaftlichen Verein für Vorpommern und Rügen bescreibt. Es sind zwei Kalksteinsklüfte, die bei Neubrandenburg in Mecklenburg gefunden wurden. Das Kallager, von dem diese Steine stammen, braucht sich nun nicht gerade in der Nähe des Ortes zu befinden, an welchem die Steine aufgefunden wurden. Denn diese sind offenbar zusammen mit dem Gesteinsmaterial, das die Eiszeitgletscher aus dem Norden herbeiführten, verschleppt worden. Die große Sandmenge und die Feldspatart, — Mikrolin —, die diese Kalksteine enthalten, sind ein Beweis dafür, ja sie deuten darauf hin, daß das Geröll, welches die Steine von dem Kalkberge abgibt, von den mikrolinreichen Granitfelsen Vornholms, Blesinges oder Sualands stamme. Der Kalkberg mag also auf der Linie zwischen Neubrandenburg und der Insel Rügen zu suchen sein. Freilich kann niemand wissen, ob er sehr weit heron bis an die heutige Bodenoberfläche ragt oder ob er von dem gleitenden Gletschergeröll nicht bis auf eine große Tiefe hinab abgelaufen und abgetragen worden ist.

Merkwürdig ist es, daß dieser Kalkberg etwas später abgelagert sein muß, als der Müdersdorfer Muschelkalk. Er enthält nämlich nicht genau dieselben Verfeinerungen wie dieser, er ist vor allem reich an Fisch- und Saurierresten und schließt sich eher thüringischen Muschelkalkschichten an. Die Ablagerungen dieser unbekanntem Kalkschichten lassen darauf schließen, daß sie in bewegtem, nicht zu tiefem Wasser, aber doch fern von der Küstenbrandung erfolgten.

Die Erde mag nun unter ihrer Oberfläche noch so viele Schätze verbergen, ja es mögen sogar die Stellen genau bekannt sein, an denen sie zu finden sind, immer wird es heutzutage doch die erste Frage sein, ob es auch lohnt, jene an das Tageslicht zu fördern. Der Bergbau ist eine höchst komplizierte und kostspielige Sache und wenn nicht ein Profit dabei herauskommt, so läßt jeder die Schätze liegen, wo sie sind. Oft freilich steigert die wirtschaftliche Konstellation den Wert irgend einer mineralischen Substanz, und dann wird eifrigst danach gegreben. So haben die überaus seltenen Elemente Thor und Cer, die noch vor kurzem kaum ein Chemiker beachtete,

jetzt infolge ihrer Verwendung zu Gäßstrümpfen für Beleuchtungs Zwecke eine große Bedeutung gewonnen und sind natürlich in Werte ganz gewaltig gestiegen. Zum Glück sind andre Erdschätze so häufig vorhanden, daß sie auch bei reichstem Verbrauch nicht zu erschöpfen sind. Die Thonerde, aus der das Aluminium gewonnen wird, ist durch die zunehmende Fabrikation dieses Metalls nicht verteuert worden. Auch Wasser- und Sauerstoff, die der Mensch doch ebenso nötig braucht wie das tägliche Brot, sind merkwürdigerweise noch umsonst zu haben, wenn auch schon Wasser in manchen Fällen zum Gegenstand des Handels gemacht wird und der Plan mehrfach aufgetaucht ist, die großen Städte mit Sauerstoff zu versorgen, d. h. ihnen solchen zu verkaufen. Wasser fehlt dabei wirklich in vielen Gegenden und oft ist es nur aus sehr tiefen Brunnen oder durch sehr umständliche Hebewerke und weitreichende Leitungsröhre zu beschaffen. Sauerstoff dagegen erscheint uns weit mehrschöpflicher, aber doch ist es bekannt, daß in Großstädten auch daran ein Mangel ist, der äußerst gesundheitschädlich wirkt. Sauerstoff ist dabei derjenige Stoff, der auf der Erde, soweit wir sie nach ihrer Oberflächenbeschaffenheit kennen, weitaus der häufigste ist, ja ein Drittel aller Erdrindensubstanz beträgt; die Menge, die in der atmosphärischen Luft enthalten ist, wird dagegen häufig überschätzt. Gerald Stoney berechnet im „Philosophical Magazine“ (1899 Ser. 5, Vol. 47) den Gehalt der Atmosphäre sowie den der Erdrinde nach Gewicht. Da die Atmosphäre, die 22,7 Prozent Sauerstoff enthält, einen Druik von 1033 Gramm durchschnittlich auf jeden Quadratzentimeter der Erdoberfläche ausübt, so beträgt die Menge Sauerstoff, die sich in jedem Quadratzentimeter des Erdbodens befindet, 234,5 Gramm. Ebensoviel Sauerstoff aber enthält bereits eine nur 264 Centimeter tiefe Wasserschicht. Eine Erdschicht ferner von derselben geringen Mächtigkeit enthält in ihrem Gestein, überhaupt in ihrem Boden in der Regel noch mehr Sauerstoff als selbst das Wasser. Daraus folgt, daß die Erdrinde bis zu der geringen Tiefe von noch nicht drei Metern ebensoviel Sauerstoff enthält, wie die ganze Atmosphäre, die über ihr ruht. Man kann mit großer Sicherheit annehmen, daß die Erdrinde mindestens 27 Kilometer dick ist und daß sie überall aus Gestein besteht, das den uns bekannten ähnlich ist. Alsdann enthält die gesamte Erdrinde mehr als zehntausendmal so viel Sauerstoff wie die Luft. In der Erdrinde ist allerdings dieses Lebenselement chemisch gebunden und daher für die menschliche Ringe unbenutzbar. Obwohl nun Menschen und Tiere unaußhörlich von dem geringen Vorrat an freiem Sauerstoff, wie er sich in der Luft befindet, zehren, so wird dieser doch nie erschöpft, da die Pflanzenwelt das Quantum, das Menschen und Tiere verbrauchen, der Luft immer von neuem zuführt. Ausgaben und Einnahmen stehen hier glücklicherweise noch immer in einem erfreulichen Gleichgewicht.

Kleines Feuilleton.

— Das Ende eines Freiheitsbaumes. Wir lesen in der „Zürcher Post“: Kaum war der König Ludwig Philipp in den letzten Tagen des Februars 1848 verjagt, so begann man Freiheitsbäume zu errichten. Die Geistlichkeit gab dem Reichen ihren Segen, was freilich nicht hinderte, daß die Bäume rasch verdorren.

In Paris entstand der erste derselben mitten vor dem Haupteingang der Tuilerien. Der Thronstiefel, welchen man nachher auf dem Marzfeldplatz verbrannte, wurde um ihn herum getragen und die Menge sang die Marseillaise. Der Baum, eine schlanke Birke aus dem Schlosspark, wurde mit flatternden Bändern geschmückt, den Gipfel zierte die phrygische Mütze. Eine Deputation ersuchte die Regierung Kunde davon und wurde belobt. Darauf erhielten das Hotel de Ville, sämtliche Mairien und schließlich fast jeder öffentliche Platz eine solche Pflanze.

Aber bald zitterte die Republik vor innerer Entkräftung. Die Polizei hieb viele Bäume um „aus Rücksicht für den Verkehr“, und nach der Zunichtmachung fielen auch die übrigen. Nach dem Staatsstreich suchte man umsonst nach der schönen Erinnerung. Ein einziger Freiheitsbaum stand in Paris noch aufrecht, eine Ahne, und zwar im Poissonnière-Quartier vor der Passage du Caire. Er ward nicht beachtet von den Organen der Ordnung, hatte nichts Aufreizendes an sich und wäre vielleicht in Ehren alt geworden — aber da kostete ihm ein loser Streich das Leben. An einem Naimorgen des Jahres 1868 wehte eine mächtige rote Fahne mit der Aufschrift: „Zum Gedächtnis Vaudins“ von seinen Ästen herunter. Es war jener Abgeordnete Dr. Vaudin gemeint, der im Dezember 1851, als er das Volk zu den Waffen rief, auf einer Barricade den Tod fand. Der Anblick war zu interessant, als daß die Pariser nicht in hellen Haufen herbeigeströmt wären. Die Polizei aber rückte im Sturmschritt an, das Terrain zu säubern; ihr folgte ein Trupp Arbeiter mit einem Karren: der Freiheitsbaum, welcher sich zum Dank dafür, daß man ihn vergessen, so schnelle genommen, war gefällt, mit samt den Wurzeln ausgehoben, aufgeladen und wegtransportiert. Die Masse johlte und pöff, einige Wurzeln wurden abgefaßt. Man ebnete gleich die böse Stelle, pflasterte sie, und aus war die Geschichte. Verschiedene Blätter brachten eine kurze Notiz, mehr nicht; die Presse hatte damals allen Grund zur Schweigsamkeit.

Ein kleines Nachspiel blieb indessen nicht aus. Es wurde ein Flugblatt kolportiert, ein scharf gepfeffertes Gedicht auf den gesellschaftskretenden Alt, nach dessen Provenienz die Hächer sich

teidenschaftlich erkundigten. Man schrieb es vielfach Béranger zu, sprach doch zu viel, eigentlich alles gegen die Annahme, daß es von dem greisen chansonnier herührte.

Mehrere junge Deutsche hatten damals in Paris einen litterarischen Klub gegründet, welchem auch A. Ebeling, der Verfasser der Denkwürdigkeiten aus der Zeit der zweiten französischen Empire, angehörte. Sie versammelten sich, erzählt er, in dem Café de la Rotonde des Quartier Latin, wo hauptsächlich Studenten verkehrten. Diese Deutschen hatten's mit angesehen, wie der Freiheitsbaum niedergemetzelt worden war, und um so lebhafter interessierten sie sich deshalb für das Poëm, welches ihnen heimlich in jenem Lokale zugesteckt wurde. Man beschloß, es ins Deutsche zu übertragen, und die beste Uebersetzung sollte mit einer Bowle Glühwein gekrönt werden. Mehrere Proben wurden rasch geliefert, doch fand keine rechten Anklang. Da zog eines Abends der ebenfalls zur Kunde zählende Vorleser Heinrich Heines ein Papier aus der Tasche und trug den Freunden das „Grablied“ in einer Verdensung vor, die sofort zündete. Ebeling teilt dieselbe mit:

Man hat ihn umgeschlagen,
Den stolzen Freiheitsbaum,
Noch eh' er Frucht getragen . . .
Es war ein schöner Traum.

Doch unter'm Rod, da drohte
Sein Schwert als Weltgeschick,
Und unter'm Hut, da lohete
Sein Imperatorbild.

Und als das Beil, das blaue,
Den reinen Stamm berührt,
Da kam uns der Gedanke,
Wer wohl den Schlag gestiftet.

Von all dem nichts, Gevatter,
Hast nichts von Königsart,
Vom großen Henri quatre
Auch nur den Ziegenbart.

Der jüngst mit Nordgesellen
Die Republik besiegte,
Kam einen Baum wohl fällen,
Der schnell am Boden liegt.

Geduld! und stets im festen
Vertrauen auf der Wacht;
Noch immer hat am besten,
Der, wer zuletzt gelacht.

Sieht jetzt auf goldnem Throne
Gar froch im Königshaus,
Trägt die stübige Krone,
Der Dieb, und lacht uns aus.

Die Fahne bleibt, die rote,
Dem Volk als Hoffnungshort,
Und auch der große Tote
Lebt unvergessen fort.

Ja, wenn der Hut alleine
Und wenn der Rod es thät,
Dann wärst Du eine feine
Cafarennajestät.

Das Beil laßt nicht verderben,
Bis es dereinst zum Loh'n
Ihn schlägt in tausend Scherben
Die Krone mit dem Thron!

Der Jüngling, welcher mit dieser Ueberraschung aufgewartet, war so wenig zum Dichten veranlagt, daß niemand in ihm den Thäter vermutete. Eher neigte man sich zu der Ansicht, — sie lag auch nahe genug — Heines Feder habe das geleistet. Doch jener bestritt, erklärte, die Strophen seien anonym dem Dichter zugeschickt worden, und dieser habe ihm die Kopie gestattet. Es klang dies etwas dunkel, und Heine selbst drückte sich zu Ebeling, der bald nachher ihn besuchte, nicht klar aus. Ob er sich wirklich in seiner Matragengruft noch einen Scherz erlaubte? Wahrscheinlicher ist, daß er dabei mithalf. —

Theater.

Freie Volksbühne: Hamlet von Shakespeare. In dem einleitenden Feuilleton, das wir vor einigen Tagen brachten, legten wir dar, warum Hamlets große Natur nicht so ohne weiteres durch den Mord des Lumpenkönigs befriedigt werden konnte. In Laertes sehen wir Hamlets und seiner Sache Gegenstück. Der Sohn des Polonius ist ein junger thatkräftiger Mensch mit Durchschnittsbildung und mit Durchschnittsgeist. Wie er vom Mord seines Vaters erfährt, reißt er sofort den Degen aus der Scheide, um den Mörder über den Haufen zu rennen und hätte er es vollbringen können, wäre die Welt für ihn sofort wieder in Ordnung gewesen. Shakespeare hat den Gegensatz Laertes-Hamlet mit klaren Worten so klar bezeichnet, daß eigentlich jeder Streit über den Hamlet schweigen muß, sobald der Gegensatz begriffen ist. Er ist aber nichts andres als eine besondere Form des Gegensatzes zwischen Durchschnittsintelligenz und Genie. Hamlet besitzt die Eigenschaft, die nach Schopenhauer jedes Genie besitzt, die Eigenschaft nämlich, sich über sein persönliches Schicksal erheben und mit der Allgemeinheit fühlen zu können. Der Tod des gekrönten Lotterbuben würde seine Weltanschauung nicht im geringsten bestimmen. Der Umschwung in seinem Denken und Fühlen, seine Melancholie und sein pessimistischer Sarkasmus beruhen auf der Erkenntnis der allgemeinen Nichtigkeit und Schlechtigkeit der Welt. Hat man einmal diese geniale Natur Hamlets erkannt, so ist auch der tragische Sinn seines Todes ohne weiteres klar. Fiele er nur einem Dubsenstück zum Opfer — was wäre das? Ein Fall, der in die Chronik der unglücklichen Ereignisse gehörte und weiter nichts. Hamlet fällt dem zum Opfer, was seines Wesens Adel und Krone ist: seinem Genie. Eben weil er eine geniale Natur ist, reißt ihn die Ereignisse aus allem heraus; eben weil er die Welt anschaut und das Ganze überflügelt, versteht er sich in Dingen, in denen der unverschorene Laertes sich nie versehen würde.

Und somit wird er schuldig. In seinem Genie wurzelt seine Schuld. Aus seinem Genie wachsen die Schatten, die ihn so mächtig umdunkeln, daß er die Welt für ein Gefängnis hält und den tapfern Degen sinken läßt. Seine Schuld wurzelt in seines Wesens bestem Teil und wenn wir ihn auch nicht losprechen können, rinnt an seiner Leiche doch Hegels Wort durch unser Bewußtsein: es ist das Vorrecht großer Seelen, so schuldig zu werden.

Wenn man die Ausführung der „Freien Volksbühne“ kritisieren will, muß man natürlich all die Nachsicht walten lassen, die einer Bühne gebührt, die unter den denkbar schwierigsten Umständen ideale Ziele verfolgt. Wir mußten von vornherein, daß wir manches vermessen müßten, was uns lieb geworden ist. Wir wußten, daß die Bühne des Carl Weiß-Theaters uns manches schuldig bleiben würde, und unser Wissen hat sich bestätigt. Trotz alledem blieb von Hamlet genug übrig, um die Herzen zu erfreuen. Daß manches zu wünschen war, soll unten in einer Weise ausgesprochen werden, der man zum mindesten keine Unflanke zum Vorwurf machen kann.

Der Träger des ganzen Abends war Eduard von Winterstein, der den Hamlet spielte. Ohne ihn oder ohne einen gleichwertigen Schauspieler, wäre die Sache einfach nicht möglich gewesen. Er blieb der Rolle manches schuldig; aber welcher Schauspieler bliebe dem Hamlet nichts schuldig? Seine Melancholie war etwas weicher Art. Besonders in der Totengräbercene trat das hervor. Freilich ist Hamlet hier melanchollisch; freilich seufzt sich die Nacht auf seinen Geist; aber durch die Nacht rollt der Donner des Grolls und durch die Nacht zucken die grellen Blitze des Hasses und der Verzweiflung. Die herbe Größe fehlte der ganzen Leistung. Immer aber war Winterstein ein Künstler, der erschütterte und hinriß und Momente von praktischer Feinheit hatte. Neben ihm ist zunächst Frau Paul Steinert als Ophelia zu nennen. Frau Steinert war, was sie immer ist, eine decente und feine Künstlerin, die niemals die Bescheidenheit der Natur verläßt. Am Ende könnte sie hier und da etwas mehr Ton nehmen, nicht um der Kunst willen (ach nein!), sondern um mit den Nannverhältnissen des Carl Weiß-Theaters zu rechnen. Herr Kober spielte den Polonius recht humorvoll, wobei er freilich von einem alten Komikerrecht — auf den Souffleur zu spielen nämlich — einen etwas ausschweifenden Gebrauch machte. Köstlich unmöglich waren die Darsteller des Laertes und des Horatio. Derartige Leistungen müßten und müssen in Zukunft in der „Freien Volksbühne“ einfach ausgeschlossen sein. Herr Steinert hat als Regisseur die verdammte Pflicht und Schandigkeit, entweder vor seiner Aufgabe die Waffen zu strecken oder derartige künstlerische Verbrechen zu hindern. Von Herrn Pauly kann er am Ende nicht verlangen, daß er den König Claudius rechtshafften spielt, wohl aber könnte und müßte er verhindern, daß Herr Pauly die Reden der Königin, statt seiner eignen, aus dem Souffleurkasten holt. Vielleicht ließe es sich auch erreichen, daß der Geist des gemordeten Königs aus mit seinem unterirdischen „Schwert“ beglückt, ohne daß Herr Winterstein ihn zweimal das Stichwort herabrufen muß. Ebenso halten wir es für keine zwingende Notwendigkeit, daß die Statisten hinter der Scene — beim Antritt des Laertes — erst zu lärmen anfangen, nachdem bereits der König sich nach dem Lärm erkundigt hat. Das ist an gewissen reisenden Bühnen ja ein ehrwürdiger Brauch. In die „Freie Volksbühne“ möchten wir ihn aber doch lieber nicht eingeführt wissen. — E. S.

Psychologisches.

— Was wir träumen! Man schreibt der „Frankf. Rtg.“: Im letzten Heft von „Langmans Magazine“ spricht H. G. Hutchinson mit Recht seine Verwunderung darüber aus, daß die vielen Gelehrten, die die Träume behandeln, sie nicht nach ihrem Inhalt ordnen und betrachten. Wir träumen zwar alles Mögliche und Unmögliche, aber es ist doch merkwürdig, daß gewisse Träume bei uns und bei andern immer wiederkehren. Ein solcher Traum ist das Fliegenkönnen: man kommt aus dem Laufen ins Schwimmen und fliegt und genießt stolz diesen Vorzug vor andern Menschen. Ein anderer typischer Traum ist, daß wir uns im Grunde oder sonst in mangelhafter Bekleidung vor den Leuten zeigen müssen; niemals aber träumen wir, daß wir ganz nackt sind. Hutchinson giebt noch fünf allgemeine Zusätze an: 1. Man sinkt in eine Tiefe, fällt von einem Abgrund oder die Treppe hinunter. 2. Man kann nicht weg von einem wilden Tier oder einer gefährlichen Person oder Sache. 3. Man wird unwillkürlich zu einer gefährlichen Stelle, zum Beispiel einem Feuer hingezogen. 4. Ein Lieblingswunsch wird erfüllt. 5. Man will auf Reisen gehen und bekommt die Sachen nicht in den Koffer oder wird sonst behindert. Wir Deutschen könnten noch einige Räumern anfügen, z. B. wenn wir Soldaten gewesen sind, daß wir antreten sollen und unser Gewehr nicht finden können oder daß unser Anzug nicht in Ordnung ist. Haben wir höhere Schulen besucht und Examina überstanden, so werden unsre früheren Mängel an uns noch im Traume bestraft: wir sollen in Mathematik oder im Latein etwas leisten und sind uns unsrer Schwäche wohl bewußt. Schauen dem alten Lehrer ins Auge, bis uns der ersoffene Gedanke kommt, daß wir unsre Examina ja längst bestanden haben. Sodann fehlt in der englischen Liste noch der Traum, daß wir uns nicht vom Fleck bewegen können, wobei eine Gefahr nicht vorhanden zu sein braucht. Diese Empfindung der Unbeweglichkeit ist wie die der mangelhaften Bekleidung so leicht als ein halbes Bewußtsein des wirklichen Zustandes zu erklären, aber warum wir im Traume fliegen können oder in einen Abgrund versinken, läßt sich schwer deuten. Es muß übrigens auch einmal unsern Poeten gesagt werden, was wir nicht träumen. Wir träumen nämlich sehr, sehr selten von der oder dem Geliebten. Wir singen nach Franz Abt: „Du bist mein Traum in stiller Nacht!“ oder nach

Mendelssohn: „Wenn mir der stille Schimmer geschlossen die Augen kann, so schleicht das Bild (der Geliebten) sich leise hinein in meinen Traum“; wahr ist das aber nicht. Wenn wir wirklich einen verliebten Traum haben, so kommt uns darin viel wahrscheinlicher eine ganz unbekante Phantasiegestalt entgegen als die oder der wirklich Geliebte. Aber vielleicht ist es bei den Dichtern, die ja auch die Nachtgalien und andere poetisches Requiste häufiger zur Stelle haben, auch darin anders als bei uns nüchternen Prosaikern. —

Gesundheitspflege.

— Lähmungen durch Klimmzüge. Daß die Klimmzüge, die beim Turnunterricht auch in Schulen viel geübt werden, oft nicht ganz ungefährlich sind, beweist eine Mitteilung von Stabsarzt Dr. Schwald in der neuesten Nummer der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“. Es werden zwei Fälle veröffentlicht, in denen durch die Klimmzüge mehr oder weniger starke Lähmungen der Arme hervorgerufen wurden. Besonders stark ausgeprägt war der eine dieser Fälle, wo die Lähmung zu einer beträchtlichen Abmagerung der Muskeln an einem Arm geführt hatte. Als Ursache dieser traurigen Folgen ist eine allzu starke Dehnung des zu den Armen gehenden Nervenstammes anzusehen. Schwald warnt auf Grund seiner Erfahrungen davor, daß man schwache und ungeübte Turner, denen die Klimmzüge schwer werden, bis zum nächsten Klimmzug in vollständigen Langhang übergehen läßt; sie sollen nach jedem gelungenen oder erfolglos versuchten Klimmzug sofort abspringen. Besonders zu vermeiden ist die Ansitze, den Körper des im Langhang Hängenden zu fassen und gewaltsam nach abwärts zu ziehen, um so den folgenden Klimmzug noch schwieriger zu machen; dadurch wird die Entstehung der geschilderten Lähmung leicht befördert. Wird nach Klimmzügen über auffallende Müdigkeit und Schwäche, oder über Schwäche und Taubsein in den Armen geklagt, so scheinle man diesen Klagen gebührende Beachtung und nehme nicht voreilig Hastheit von seiten des Turners oder Simulation an. —

Humoristisches.

— Der Verliebte. „Ich glaub' halt, es ist besser, ich erklär' dem Amerl meine Liebe schriftlich. Wenn sie mich net mag und ich sag's ihr, so krieg' ich 'n paar stichlige hinter die Ohren. — Wenn ich's ihr schreib', krieg' ich nur 'n saugroben Drieß!“
— Ans der Gesichtsstunde. Lehrer (vortragend): „Und Higig tobt der Stampf auf beiden Seiten, als plötzlich der Auf erkante: . . . Meyer, grüßen Sie nicht fortwährend!“
— Kaufmännische Logik. Rommiz: „Ich wollte Sie bitten, Herr Chef, mir einen achtstägigen Urlaub zur Erholung zu bewilligen.“
„Chef: „Was, Sie waren doch schon 14 Tage krankheits- halber vom Geschäft weg geblieben, haben Sie sich da noch nicht genug erholt?“ — (Lust. Bl.)

Notizen.

— Das Schicksal des Berliner Theaters scheint immer noch nicht gesticht. Nach der einen Meldung wäre zwar seine finanzielle Existenz durch Zuschüsse des Finanzkonfortiums sicher gestellt und die Bestätigung Paul Lindaus als Direktor sollte in der nächsten Zeit erfolgen; andrerseits erhält sich aber das Gerücht, daß das Theater an Siemens u. Halske verkauft ist und der Abbruch schon am Ende dieser Saison erfolgen soll.
— Direktor Baurenwein hat sich mit dem bisherigen Direktor Kraus vom Belle-Alliance-Theater associiert; es sollen in dem Theater in Zukunft große Ensemble-Gastspiele stattfinden.
— Ein neues Operetten-Nachtheater nach fremd- sündem Muster soll in Berliner „Neuen American-Theater“ eingerichtet werden. Direktor Schnabl hat zu diesem Zweck eine Kommanditgesellschaft gebildet. Es sollen hauptsächlich berlinische und altberlinische einaktige Operetten- und Singspiele gepflegt, auch auf die alten Wiener und Franzosen zurückgegriffen werden.
— Die Gründung einer Opernschule in Berlin soll nach dem „V. V. C.“ Generalintendant Graf Hochberg planen. Die Mittel sollen von privater Seite aufgebracht werden.
— Machiavellis „Mandragola“ wurde vom Mün- chener Akademisch-Dramatischen Verein aufgeführt und von einem geladenen Publikum beifällig aufgenommen.
— Die Wiener Operettensängerin Ella Palmaray will sich im Herbst vom Theaterleben zurückziehen.
— Der Schriftsteller Christian Benckard ist im Alter von 46 Jahren in Oberursel am Taunus gestorben.
— Die teuerste Eiche, die je im Speisart verkauft wurde, kam bei der letzten Holzversteigerung in Lohr a. M. zum Verkauf. Sie stammt aus dem Distrikt Hohenbrunn, war 14,80 Meter lang bei 71 Centimeter Durchmesser und 5,86 Kubikmeter Inhalt. Dieser Prachtstamm wurde um 1025 Mark von einer Münchener Firma erworben. Der Kubikmeter kommt auf 174 Mark zu stehen.
— Die Kosten der sibirischen Eisenbahn betragen insgesamt 750 Millionen Mark. —